

## 1. Unruhen

„Nein“, sagte ich ganz entschieden, als ich auf dem Tisch im Bierkeller der ‚Roten Schänke‘ im sächsischen Waldenburg vor meinen Kommilitonen und einigen Schülern stand. Ich war einer der wenigen, die bereits im letzten Jahr des Studiums die jüngeren Jahrgänge unterrichten durften, weil ich selbst hervorragende Noten und außerdem ein gutes Händchen im Umgang mit den Schülern hatte. Mein besonderes Steckenpferd war die englische Sprache.

Durch das Gewölbe zog dicker Rauch, die Einrichtung war alt und die Tische zerkratzt. Trotzdem liebte ich diesen Ort, an dem ich mich zu Hause fühlte, an dem wir uns schon so oft getroffen hatten, um über Gott, die Welt und die Oberschicht zu diskutieren.

„Wir müssen uns endlich wehren. Ich lese in der Zeitung, dass man in Amerika die Sklaverei weiterhin aufrechterhalten will. Wollen wir etwa auch wie Sklaven sein? Ist der Adel etwa besser als das gemeine Volk? Sollen wir ewig die Unterdrückten bleiben? Wir haben von unseren Lehrern viel beigebracht bekommen und die Schulzeit auch erfolgreich absolviert. Wir fordern doch nicht viel von der Obrigkeit. Ich finde es beschämend, dass ich mich genau in diesem Moment

strafbar mache, weil ich hier vor euch spreche. Was gibt es einzuwenden gegen die Redefreiheit oder ein Versammlungsrecht? Ich studiere, um mir eine Meinung zu bilden. Ich studiere, um mehr werden zu können als ein Knecht der Mächtigen. Ich habe doch ein Recht darauf, an nichts oder an etwas anderes zu glauben als die feinen, adeligen Herren. Warum haben sie uns unseren geliebten Freund und Lehrmeister Herrn Hoffmann weggenommen, nur weil er seine Meinung kundgetan hat? Wir schreiben das Jahr 1848, wir leben doch nicht mehr im Mittelalter. Freunde, wir sollten uns bewaffnen und ihnen mutig entgegentreten. Sie gehen militärisch gegen uns vor und wollen uns so klein halten. Das dürfen wir uns nicht länger gefallen lassen. Heute sitzen sie im Waldenburger Schloss und feiern und schlemmen. Es ist ihnen dabei völlig egal, wie es uns allen geht. Ich sage euch ganz deutlich, wir müssen schleunigst dagegen aufbegehren.“

In dem stickigen Bierkeller waren ungefähr 120 Menschen versammelt, die „Ja, wehren wir uns!“ riefen. Die meisten von ihnen kannte ich persönlich. In der vordersten Reihe standen mit erhobenen Fäusten meine treuesten Freunde Clemens, Ruppert und Konrad. Es war augenscheinlich nicht nur meine Rede, sondern auch eine erhebliche Menge des süffigen Biers gewesen, was sie

zornig, mutig, aufführerisch und schlussendlich zu Kämpfern meiner Worte gemacht hatte. Heute weiß ich, ich war damals noch sehr jung, ein Heißsporn mit einem großen Drang nach Freiheit, ständigen Zweifeln an der Existenz Gottes und leider auch noch ohne das nötige Verantwortungsbewusstsein anderen Menschen gegenüber.

Die Menschen skandierten in rhythmischen Parolen „Lasst Lehrer Hoffmann frei!“ und „Peter Berg, komm, führ uns an!“ Ich will es gar nicht beschönigen, ja, es machte mir wirklich Freude, als ich sah, dass ich etwas bewirken konnte mit meinem Talent, Menschen zu begeistern. Es war schon richtig, wir lernten, um zu verstehen und folglich etwas Besseres werden zu können als nur folgsame, dumme Dienstboten. Warum sonst hätte ich Geschichte, die englische Sprache und Philosophie studieren sollen?

Also marschierten wir mutig und angetrunken, mit Stöcken, Äxten und Mistgabeln bewaffnet, hinauf Richtung Schloss. Der steinige Weg, der durch die engen Gassen von Waldenburg führte, füllte sich langsam mit Menschen. Immer mehr schlossen sich uns an, die Parolen wurden lauter, aggressiver, die Menschen waren voller Zorn. Als wir um die letzte Wegbiegung kamen, erblickten wir das Schloss, die Zeit war also gekommen. Es ragte furchteinflößend vor uns auf, mit seinen

steinernen Zinnen und dem riesigen, massiven Holztor, das aussah wie das gierige Maul eines Ungeheuers. Aber vor allem waren es die bewaffneten Soldaten, die sich mittlerweile in Reih und Glied vor uns aufgebaut hatten, die uns erschrecken ließen.

Wir formierten uns vor dem Herrschaftssitz, direkt gegenüber dem militärisch gut ausgebildeten Gegner. Wir nutzten Karren und umgeworfene Marktstände als Barrikaden zum Schutz vor dem mächtigen Feind. Ich wusste zwar, wie man Menschen zum Denken anregt, doch hatte ich keinerlei Kenntnisse von militärischen Strategien. Und genau das sollte uns schlussendlich zum Verhängnis werden.

Unser Aufstand war von Anfang an ein aussichtsloses Unterfangen. Als die Soldaten auf der Wehrmauer, angeführt von Major von Hüller, der uns allen nicht nur bekannt war, sondern von jedem auch gefürchtet wurde, mit ihren Flinten die erste Salve in den Pöbel krachen ließen, fielen Ruppert und Konrad leblos neben mir zu Boden. Die Nacht war plötzlich totenstill und eingehüllt von dichten Rauchschwaden. Rauch, der aus denselben Flinten hochstieg, die gerade so viele Leben beendet hatten. Im Nachhinein betrachtet, musste ich noch froh sein, dass meine Eltern zu diesem Zeitpunkt nicht mehr lebten. Denn mir

war klar, dass sich die Soldaten jeden vorknöpfen würden, der mir nahestand. Aber es war ohnehin niemand mehr da, ich war allein. Und in dem Moment, als die zweite Salve in die Menge fuhr, wusste ich, sollte ich dieses Gemetzel überleben, würde ich in Zukunft hier nie mehr sicher sein. Ich musste versuchen, schleunigst irgendwie von diesem Ort wegzukommen. Major von Hüller befahl die vorderste Reihe nach hinten und die nächste Linie seiner Untergebenen trat mit angelegten Flinten nach vorne.

Nach dem dritten Schuss suchten alle, die noch nicht getroffen waren, schnell das Weite, und ich war mitten unter ihnen. Wir stolperten und fielen in der Dunkelheit über mindestens fünfzig Tote und noch mehr Verletzte. Die im Todeskampf verzerrten Gesichter meiner gefallenen Freunde verfolgen mich seit jener Nacht in meinen Träumen.

Es würde keine Stunde vergehen, dann wüssten sie, wo „Peter Berg, komm führ uns an“ zu finden wäre. Schnell lief ich nach Hause, um einige Sachen aus meinem kleinen Zimmer in der Studentenpension zu holen. Ich überlegte, was mir von Nutzen sein könnte. Meine fünf Bücher, die mir Lehrer Hoffmann geschenkt hatte, meine Zeugnisse, die Geburtsurkunde, meine Kennkarte, mein Messer und etwas Kleidung. Ich besaß

noch genau 37 Taler, die ich mein Eigen nennen durfte. Schnell stopfte ich meine Habseligkeiten in einen Rucksack, und als ich gerade durch die Haustür treten wollte, hörte ich eine Frauenstimme:

„Peter, warte.“

Ich drehte mich um und sah an der Ecke der angrenzenden Schmiede die Ehefrau unseres Lehrers Hoffmann stehen. Sie schlich zu mir herüber und sagte:

„Was ihr getan habt war leichtsinnig und dumm, doch treu gegenüber meinem Mann. Wie geht es den anderen?“

Mit Tränen in den Augen antwortete ich ihr:

„Die meisten sind tot und ich weiß nicht, was ich jetzt machen soll.“

„Hier hast du etwas Geld“, erwiderte sie, „es ist nicht viel, aber für eine Schiffspassage wird es wohl reichen. Mein Mann würde es sicher gutheißen, dass du es bekommst.“

Ich schaute etwas verdutzt und fragte sie:

„Schiffspassage, wohin denn?“

„Geh weg von hier, geh nach Amerika und beginne dort ein neues Leben. Es sind etwa 500 Kilometer bis Bremerhaven. Wenn du dich ranhältst, dann kannst du es schaffen, am 9. April die Reise anzutreten. An diesem Tag läuft ein Schiff nach New York oder Charleston aus, auf jeden

Fall irgendwo an die amerikanische Ostküste. Fang ganz neu an! Wie ich gelesen habe, gibt es dort inzwischen auch einige deutsche Siedlungen. Aber jetzt geh ich lieber schnell nach Hause, denn die Soldaten werden sicherlich gleich hier auftauchen. Wenn ich an unserem Stall vorbeikomme, schließe ich das Tor auf. In der rechten Box steht eine Stute, die zwar ihre besten Jahre bereits hinter sich hat, aber den Weg bis Bremerhaven wird sie dich noch tragen. Verkaufe sie dort und denk in Amerika hin und wieder an uns Sachsen.“

Bevor sie ging, dankte ich ihr, umarmte sie so innig, wie ich vorher noch nie einen Menschen umarmt hatte, und sagte:

„Ich werde Euch nie vergessen und grüßt bitte Euren Mann von mir.“ Dann schaute ich ihr nach, wie sie lautlos die Gasse entlangschlich, bis sie hinter der Ecke des Fleischerhauses verschwunden war.

Mein nächster Gedanke war, dass ich unbedingt noch etwas Essbares auftreiben musste. Also ging ich in die Speisekammer, um mir einen Laib Brot zu holen. Dort angekommen, schrak ich zusammen, weil ich schwere Schritte hörte.

Ich verbarg mich flugs im Türrahmen, lugte ängstlich hervor und sah, wie eine hinkende Gestalt geradewegs auf mich zusteuerte. Hektisch keuchend flüsterte der Mann:

„Berg, hallo Berg, hallo Peter Berg, ich bin es, Clemens.“

Ich trat aus meinem Versteck.

„Clemens, du musst sofort von hier verschwinden, die Soldaten werden jeden Moment kommen.“

„Ich weiß“, entgegnete er, „sie sind schon auf dem Weg, ich habe sie von der Brücke aus gesehen. Auch du musst fliehen, sie haben mir einen Streifschuss an der Wade beschert, ich weiß nicht, wo ich jetzt hin soll.“

Ich musste nicht lange überlegen:

„Komm mit mir, ich segle nach Amerika.“

Von diesem Moment an hatte ich einen Gefährten, dem ich noch sehr viel zu verdanken haben sollte. Mit einem Fetzen seines Hemdes versorgte ich notdürftig die blutende Wunde und dann marschierten wir los. Wie mir von Frau Hoffmann geheißen, gingen wir zum Stall, um die alte Stute zu holen. Unsere Gönnerin hatte Recht, das Pferd war die meisten Wege seines Lebens schon gegangen, die müden Augen tränkten, das hellbraune Fell war bereits glanzlos. Es erinnerte an einen alten Ackergaul, und trotzdem schwangen wir uns dankbar auf den sattellosen Rücken und trabten los. Wir wussten, dass eine lange, schwierige Strecke vor uns lag und ritten deshalb in dieser Nacht, so weit der Klepper uns tragen konnte.



Wichtig war für uns, die ersten Kilometer so schnell wie möglich zu bewältigen, danach würden wir an viele Dörfer und Siedlungen kommen. Wir hofften, dass die dort stationierten Polizisten von unserem Aufstand noch nichts erfahren hatten. Nach etwa einer Stunde waren wir an einem der Orte angekommen und versuchten, ihn nicht direkt zu passieren, sondern etwa 300 Meter unterhalb des offiziellen Brückenübergangs. Als wir durch einen Bachlauf gehen wollten, bemerkten wir eine Patrouille, die die Ostseite des Bachs kontrollierte. Wir verbargen uns hinter einem großen Felsen und hielten die Luft an, damit uns der Atemnebel in dieser feuchtkalten Nacht nicht verraten konnte. Die Pferdenüstern bedeckten wir mit einer unserer Jacken und warteten ab, bis die Wachen wieder verschwunden waren. Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis die Zweimann-Wache sich so weit von unserem Standort entfernt hatte, dass sie uns beim Überschreiten der Gemeindegrenze nicht mehr entdecken konnte. Es war Ende März und es war noch kalt, sehr kalt. Aber vor Aufregung und Angst spürten wir weder die Kälte, noch nahm mein Freund Clemens die Schmerzen wahr, die von seiner verwundeten Wade ausgingen.

In dieser Nacht legten wir eine Strecke zurück, die ich dem alten Gaul niemals zugetraut hätte,

zumal er mit uns beiden eine stattliche Last zu tragen hatte. Als am Morgen die Sonne aufging, hatten wir Schkölen erreicht, ein kleines, unscheinbares Dorf, in dessen Nähe wir in einer feuchten Höhle im Wald Unterschlupf fanden, uns mit Quellwasser und einem Laib Brot stärkten und anschließend eine zweistündige Pause gönnten. Auch das arme Pferd musste schließlich fressen und sich etwas ausruhen. Wir planten, hauptsächlich abseits der Straßen in den Wäldern zu reiten. Wenn wir weiter in diesem Tempo vorankämen, könnten wir Bremerhaven in einer Woche erreicht haben.

Nach kurzem, unruhigem Schlaf machten wir uns wieder zum Aufbruch bereit. Es war klar, dass mittlerweile überall mein Steckbrief hing. Deshalb rasierte ich mir vor der Weiterreise den Schnauzbart und meine kompletten Haare ab. Das stellte sich im Nachhinein als kluger Schachzug heraus. Clemens musste sein Äußeres nicht verändern, da ihn ohnehin niemand kannte. Wir wirkten auf die Menschen wie zwei Studenten, die einen Ausflug auf einem Pferd machten, was zu jener Zeit nicht ungewöhnlich war. Wenn da nicht der blutig-eitrig-Verband an Clemens Wade gewesen wäre, der nun wirklich nicht zu übersehen war.

Kurz nach Mittag, als wir durch einen kleinen Wald bei Cölleda ritten, schrie Clemens plötzlich

vor Schmerzen laut auf. Wir hielten an, stiegen ab und ich sah mir seine Wunde genauer an. Eine eitergefüllte Blase hatte sich über der etwa fünf Zentimeter langen und drei Zentimeter breiten Streifschusswunde gebildet.

„Clemens, es tut mir sehr leid, aber der Eiter muss heraus“, erklärte ich ihm. „Ich werde mit meinem Messer einen Längsschnitt in die Haut machen, den Eiter ablassen und danach die Wunde ausbrennen. Also brauchen wir ein kleines Feuer.“

Ich klaubte in dem dichten Wald etwas Brennholz zusammen, entfachte damit ein Lagerfeuer und hielt mein scharfes Messer in die heißen Flammen. Als die Klinge nach einiger Zeit anfang zu glühen, zwängte ich einen fingerdicken Fichtenast zwischen Clemens' Zähne. Ich nahm das Messer fest an seinem Schaft und schnitt damit in die Wunde meines Freundes. Mir wurde speiübel, denn die glibberige, gelbliche Eitermasse stank bestialisch, noch nie zuvor hatte ich einen schlimmeren Geruch wahrgenommen. Augenblicklich, nachdem die zähe Flüssigkeit aus der Wunde getreten war, kauterisierte ich diese mit dem glühend heißen Messer. Clemens Schreie drangen ohrenbetäubend durch die Stille, bis er durch eine gnädige Ohnmacht von seinen Schmerzen erlöst wurde.

Seine Schreie, die durch den Wald hallten, machten wohl auf uns aufmerksam, denn plötzlich tauchte ein uniformierter Mann vor uns auf.

„Was ist passiert?“, wollte er neugierig wissen.

Ich war so erschrocken, dass ich erst gar nicht wusste, was ich sagen sollte. Doch meine Gehirnzellen gaben instinktiv den Befehl: „Verrate dich nicht!“ Auf der Stelle musste also eine unverfängliche Antwort her.

„Mein Freund wurde von einer Ratte gebissen“, log ich, „die Wunde fing an zu eitern, ich habe sie gerade behandelt und dabei ist er ohnmächtig geworden. Wenn er wieder aufwacht, wollen wir schnell weiter. Wir sind unterwegs auf einem Studentenausflug nach Bremerhaven, um uns die Schiffe anzuschauen und sie zu studieren.“

„Aha“, zeigte der Mann Verständnis, „passt nur auf, es ist ein Rebell und Aufwiegler aus Waldenburg unterwegs, der äußerst gefährlich ist.“ Dabei hielt er mir einen Steckbrief vor die Nase, auf dem deutlich eine Zeichnung von mir zu erkennen war.

„Ist der Gesuchte allein, oder müssen wir vor mehreren Bösewichtern Angst haben?“, wollte ich wissen. Ich war sehr erleichtert, als er sagte, dass der Aufrührer wohl allein und wahrscheinlich eher in Richtung Bayern unterwegs sei.

Diese Begegnung gab mir die Gewissheit, dass wir einigermaßen sicher waren, jedoch konnte ich erst erleichtert aufatmen, als sich der uniformierte und äußerst gesprächige Mann endlich verabschiedet hatte.

Das momentane Gefühl der Sicherheit war beruhigend und so konnte ich mich ohne Sorgen darum kümmern, etwas Essbares für uns aufzutreiben. Wenn Clemens wieder aufwachte, würde er etwas zur Stärkung brauchen. Bevor das Feuer ganz niedergebrannt war, legte ich morsches Fallholz nach und ging zurück zu dem Bauernhaus, an dem wir vor Kurzem vorbeigekommen waren. Ich erstand für einen halben Taler zehn Eier, und noch bevor Clemens aufwachte, briet ich Spiegeleier auf einem großen Stein, den ich zuvor in die Mitte des Feuers gelegt hatte. Ich hing meinen Gedanken nach, als mein Begleiter plötzlich die Augen aufschlug.

„Danke mein Freund“, waren seine ersten Worte, die mich zuversichtlich in die Zukunft blicken ließen.

Während wir unser einfaches Mahl hungrig hinunterschlangen, erzählte ich ihm von meiner Begegnung mit dem Fremden und die gute Kunde, dass keiner von ihm als meinem Weggefährten wusste. Sie suchten nach einem einzelnen Mann mit Schnurrbart und vollem Haar,

ich aber war inzwischen glattrasiert und kahlgeschoren.

Nach weiteren acht Tagen und Nächten im Wald mit spärlichem Essen, kamen wir in Bremerhaven an und verkauften unsere alte Stute, die uns erstaunlich gute Dienste geleistet hatte. Die 20 Taler, die sie uns einbrachte, würde ich irgendwann meiner Unterstützerin, Frau Hoffmann, zurückgeben. Aber im Moment brauchten wir sie dringender. Eine Schiffspassage sollte 66 Taler kosten und für die Verpflegung auf der vierzehntägigen Reise benötigten wir zusätzliche 25 Taler. Außerdem rechneten wir noch eine kleine Summe dazu, die uns in Amerika als Startkapital dienen sollte. Wir mussten also in den nächsten drei Tagen noch einiges an Geld auftreiben, aber wie?

Clemens sprach von der Option, dass wir uns im Hafen als Gepäckjungen etwas verdienen könnten. Doch dort wimmelte es nur so von Gepäckjungen, also klapperten wir die örtlichen Gasthäuser ab und fragten nach Arbeit, aber ohne Erfolg. Bis ich die glorreiche Idee hatte, uns anheuern zu lassen, um auf der Überfahrt als Matrosen zu arbeiten. „Das Beste daran ist, wir werden auch noch verköstigt und brauchen nichts dafür zu bezahlen“, erklärte ich. Doch leider hatten

diese Idee viele junge Burschen, die zudem meist auch noch deutlich kräftiger waren als wir.

Zwei Tage vor Abfahrt des Dreimasters ‚Hoffnung‘ und noch immer ohne Schiffskarten, saßen wir am Hafen auf einer Bank und ließen uns eine Portion Kraut schmecken, die wir in der Hafentaverne für einen halben Taler gekauft hatten. Nachdem unser Hunger einigermaßen gestillt war, holte ich eines der Philosophiebücher aus meinem Rucksack und las ein Zitat von Goethe vor: *„Wenn ihr gegessen und getrunken habt, seid ihr wie neu geboren; seid stärker, mutiger, geschickter zu euerm Geschäft“*, als plötzlich ein Mann vor uns stand.

Interessiert sah er mich an und fragte:

„Guten Tag meine Herren, mein Name ist Camillus Bauer, sind Sie etwa studierte Menschen?“

„Ja“, erwiderte ich, „ich habe viel Zeit auf das Studium der Philosophie, Geschichte und der englischen Sprache verwendet, warum fragen Sie?“

Der Mann nahm seinen Hut vom Kopf und setzte sich zu uns.

„Ich bin auf der Suche nach einem Hauslehrer für meine vier Kinder, wir sind unterwegs nach Arizona in Amerika und ich möchte, dass sie weiterhin eine gute, deutsche Bildung erhalten. Haben Sie nicht Lust, mit uns zu kommen?“